

Kienle, Xavier

Rezension [zu: Arnft, H.; Gerspach, M.; Mattner, D. (2002): Kinder mit gestörter Aufmerksamkeit. ADS als Herausforderung für Pädagogik und Therapie. Stuttgart: Kohlhammer]

Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie 52 (2003) 4, S. 286-287

urn:nbn:de:0111-opus-17649

Erstveröffentlichung bei:



www.v-r.de

Nutzungsbedingungen

pedocs gewährt ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit dem Gebrauch von pedocs und der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Kontakt:

peDOCS

Deutsches Institut für Internationale Pädagogische Forschung (DIPF)

Informationszentrum (IZ) Bildung

Schloßstr. 29, D-60486 Frankfurt am Main

eMail: pedocs@dipf.de

Internet: www.pedocs.de

Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie

Ergebnisse aus Psychoanalyse,
Psychologie und Familientherapie

52. Jahrgang 2003

Herausgeberinnen und Herausgeber

Manfred Cierpka, Heidelberg – Ulrike Lehmkuhl, Berlin –
Albert Lenz, Paderborn – Inge Seiffge-Krenke, Mainz –
Annette Streeck-Fischer, Göttingen

Verantwortliche Herausgeberinnen

Ulrike Lehmkuhl, Berlin
Annette Streeck-Fischer, Göttingen

Redakteur

Günter Presting, Göttingen

V&R Verlag Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

Arnft, H.; Gerspach, M.; Mattner, D. (2002): **Kinder mit gestörter Aufmerksamkeit. ADS als Herausforderung für Pädagogik und Therapie.** Stuttgart: Kohlhammer; 188 Seiten, € 19,-.

Noch ein Buch zu ADS?, fragt man sich, aber das Autorenteam macht neugierig. Wenn sich ein Professor der Sozialmedizin (Arnft) und zwei Professoren der Heilpädagogik dieses Themas annehmen, erwartet man wissenschaftlich fundierte Argumente. Vor allem seit die ADS-Diskussion medienwirksam polarisiert ist.

Die Autoren haben, wie es im Klappentext heißt, den gemeinsamen Anspruch, das „Thema als genuin pädagogisches wieder in den Mittelpunkt zu stellen.“ Genuin pädagogisch – die Diktion scheint irgendwie vertraut und bereits im ersten Kapitel von Mattner über die „Biologisierung abweichenden Verhaltens“ erinnert man sich an die Blütezeit des sog. Labeling-approach Anfang der 1970er Jahre. Es gehörte zu den zentralen Glaubenssätzen sogenannter linker Psychologen, psychische Störungen nicht als Erkrankung, sondern als bloßes Resultat gesellschaftlicher Etikettierungsprozesse zu verstehen und sogar Depressionen und Schizophrenie als individuelle Rebellion gegen die herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse zu erklären.

Unter expliziter Berufung auf diese Theorien ist für Mattner das ADS keine behandlungsbedürftige Störung, sondern „eine sinnvolle Mitteilung eines Kindes, das sich in einer psychosozialen Notlage befindet.“ Verantwortlich für diese Notlage sei „die Kindheit der Postmoderne (...) mit Medienkonsum, überzogenen Erwartungen der Eltern und instabilen familiären Verhältnissen“ (S. 35). Mit diesen Allgemeinplätzen findet man zwar immer Applaus bei psychosozialen Berufsgruppen, leider bleibt aber der Autor empirische Belege für seine Behauptungen schuldig. Für ihn ist das kein Problem, denn in „alter kritischer“ Tradition wird empirische Forschung von vornherein als „reduktionistisch“ abgelehnt. Was Wunder, dass man im Literaturverzeichnis auch der anderen Autoren fast keine aktuelle englischsprachige Primärliteratur zum Thema ADS findet.

Mit verschiedenen Variationen werden Mattners Thesen im Kapitel von Arnft „Die ADS-Problematik aus der Perspektive einer kritischen Medizin“ wiederholt und durch medizinische Aspekte ergänzt. Natürlich gebe es auch Kinder, deren Aufmerksamkeitsstörung nicht durch „Erziehungsmängel“ und eine „inadäquate Schulsituation“ (S. 71) verursacht sei, sondern durch „hirnfunktionelle Störungen“. Diese seien jedoch die absolute Ausnahme und betreffen – als Beleg zitiert der Professor der Sozialmedizin die Salzburger Nachrichten – nur „Promille der ADS-Kinder“ (S. 60). Nur bei diesen Kindern „mit einer eindeutigen Pathologie“ hält er auch eine Behandlung mit Stimulantien für gerechtfertigt. Leider offenbart die Forderung nach einer „eindeutigen Pathologie“, dass der Autor mit dem aktuellen Forschungsstand der Neurologie in diesem Bereich wenig vertraut ist. Viele der neuen bildgebenden Verfahren zeigen zwar signifikante Abweichungen von einem statistischen Mittelwert (z.B. geringere Dichte der Dopamintransporter bei ADHS-Kindern), ob diese aber eindeutig pathologisch sind, ist bei vielen Befunden nach wie vor nicht beurteilen. Auch Arnfts Darstellung der angeblichen Ritalinwirkung ist nicht gerade kenntnisreich. Mal behauptet er, Ritalin „blase das Ego-Bild auf wie einen Luftballon“ (S. 97) und führe zu „kindlichem Optimismus“, dann ist noch auf derselben Seite davon die Rede, dass sich Kinder unter Ritalin wie Roboter verhalten würden, „ohne Seele, ohne Liebe, ohne Hass“. Diese Darstellung ist schlicht falsch. Dysphorische Reaktionen bei Ritalin-Behandlung, der sog. Amphetaminlook, sind Nebenwirkungen, die sich nach einigen Behandlungstagen wieder verlieren (oder Ergebnis einer Überdosierung), als Pumpe für das kindliche Ego taugt Ritalin sicher nicht. Man muss nun wirklich kein „denunzierender ADS-Fanatiker“ (S. 107) sein, um von einem Hochschullehrer sachlichere Informationen zu fordern.

„Allgemeine Anmerkungen zur Diffusität unserer Zeit“, so leitet der dritte Autor (M. Gerspach) sein Kapitel ein. Tatsächlich bleibt vieles zunächst allgemein und diffus, bis der Leser dann auf die Kernaussage stößt: Schuld am „ADS-Charakter“ sind die Mütter, „die nicht mit Sensibilität die

Empfindungen ihrer Kinder erspüren“ (S. 164). Diese angeblich defizitären Mutter-Kind-Beziehungen sollen dann, so die Empfehlungen des Autors, im Unterricht spieltherapeutisch aufgearbeitet und mit vermehrten Beziehungsangeboten der Lehrer ausgeglichen werden.

Dass ADS inzwischen *auch* zu einer Modediagnose geworden ist, unter der viele andere Probleme subsumiert werden, und dass zu viele Kinder medikamentös „angepasst werden“ wird heute niemand mehr ernsthaft bestreiten. Auch nicht, dass der Leidensdruck, und damit auch die Häufigkeit der medikamentösen Behandlung, mit familiären und schulischen Bedingungen zusammenhängt. Leider liefern die Autoren nur in Ansätzen eine wissenschaftliche Analyse dieser Zusammenhänge. Das Schuldisprechen der Mütter sollten sie – nicht nur aus Mangel an „Beweisen“ – doch lieber unterlassen.

Xaver Kienle, Maulbronn

Fröhlich-Gildhoff, K. (Hg.) (2002): **Indikation in der Jugendhilfe. Grundlagen für die Entscheidungsfindung in Hilfeplanung und Hilfeprozess.** Weinheim und München: Juventa; 160 Seiten, € 14,50.

Bei den Beiträgen des von Fröhlich-Gildhoff herausgegebenen Buches handelt es sich um überarbeitete Vorträge eines Fachkongresses vom September 2000. Zunächst ordnet der Herausgeber das Thema unter Rückgriff auf das Kinder- und Jugendhilfegesetz genauer ein. Dort werden die unterschiedlichen Hilfen zur Erziehung gleichrangig nebeneinander gestellt, und es obliegt dem Hilfeplanverfahren, die geeignete Maßnahme auszuwählen. Die zentrale Frage des Buches ist, inwieweit fachliche (und nicht nur ökonomische oder Zufalls-) Kriterien für diesen Entscheidungsprozess existieren. Fröhlich-Gildhoff betont, dass Prognosewissen, Evaluations- und Wirkfaktorenforschung wichtige Voraussetzungen für die Frage nach solchen Indikationskriterien sind. Den Mangel an entsprechender Empirie sieht er aber nicht nur durch den komplexen Forschungsgegenstand verursacht, sondern auch durch eine weit verbreitete Skepsis gegenüber „objektiver Diagnostik“ im Rahmen des Prozesses der interpersonellen „Aushandlung“ bei der Hilfeplanung.

Die weiteren Beiträge werfen einen Blick auf die Frage der Indikation im Zusammenhang mit der Hilfeplanung und mit den einzelnen Formen der Hilfen zur Erziehung. Die meisten Autoren schließen sich dabei der Forderung nach einer Intensivierung der Forschungsbemühungen an bzw. nehmen in ihren Beiträgen Bezug auf aktuelle Forschungsergebnisse. Auch beziehen nahezu alle Autoren mehr oder weniger explizit Stellung zur Diskussion um „Diagnose vs. Aushandlung“, wobei das Spektrum vom zumindest grundsätzlichen Primat des Expertenurteils bis hin zum Primat eines „rationalisierten“ Aushandlungsprozesses reicht. Vor allem Lenz sowie Beerlage und Fröhlich-Gildhoff vertreten hier eine vermittelnde Position, der zufolge expertendefinierte Indikationen auf jeden Fall noch mit den Betroffenen verhandelt, Entscheidungen also soweit wie möglich partizipativ getroffen werden müssen. Entsprechend betonen fast alle Beiträge des Buches, wie wichtig eine gute „Betreuungsbeziehung“ sowie die Aktivierung von Ressourcen und persönlichen Kompetenzen der Betroffenen für jede Maßnahme sind.

Welche spezifischen Aussagen zur Indikationsfrage bieten nun die einzelnen Beiträge? Petermann plädiert für eine strukturierte psychosoziale Diagnostik bei der Hilfeplanung, was für ihn heißt, zu jedem Einzelfall systematisch Informationen von Experten und Betroffenen zu sammeln. Dabei haben Spezifika der Hilfebedürftigen (v. a. Störungen und Risikofaktoren sowie Ressourcen und Kompetenzen beim Kind bzw. im Familiensystem) eine besondere Bedeutung. Erziehungsbe-